

Ein Affront für die Wirtschaft

Den Gegenvorschlag des Bundes zur Konzernverantwortungsinitiative nennt Economiesuisse eine «Hochrisiko-Vorlage»

RALPH GOLDINGER, BERN

Am vergangenen Donnerstag hat Bundesrat Beat Jans an einer Medienkonferenz in Bern verkündet, dass die Regierung den indirekten Gegenvorschlag zur zweiten Konzernverantwortungsinitiative in die Vernehmlassung schickt. Ziel der Vorlage sei es, ein «Swiss Finish» zu verhindern. Schweizer Unternehmen sollen so wie Firmen in der Europäischen Union reguliert werden. Jans präsentiert zu diesem Zweck das neue Bundesgesetz für die nachhaltige Unternehmensführung.

Der Bundesrat habe immer betont, dass er «gleich lange Spiesse» mit der EU anstrebe, sagte Jans. «Der Gegenvorschlag löst dieses politische Versprechen ein.» Diese Einschätzung kollidiert allerdings mit der Analyse des Wirtschaftsdachverbands Economiesuisse: «Das ist eine Hochrisiko-Vorlage für die Schweiz. Wir haben bereits sehr griffige und erst kürzlich verschärfte Regeln. Doch der Bundesrat prescht im internationalen Alleingang weiter vor und lässt den Standort im Regen stehen», sagte Erich Herzog, der beim Wirtschaftsverband den Bereich Wettbewerb und Regulatorisches leitet.

Schwellenwerte analog zur EU

Der Gegenvorschlag betrifft grundsätzlich zwei Arten von Pflichten: die Berichterstattungs- und die Sorgfaltpflicht. Erstere verlangt, dass Unternehmen darlegen, welche Auswirkungen ihre gesamte Lieferkette auf Mensch und Umwelt hat. Dazu gehören auch Tätigkeiten von Lieferanten. Ziele, Risiken oder ergriffene Massnahmen müssen in einem Bericht festgehalten werden. Pflichten wie diese kennen Unternehmen bereits heute.

Allerdings will der Bundesrat, dass diese Berichte künftig durch eine externe Revisionsstelle geprüft werden sollen. Zudem legt er neue Schwellenwerte für betroffene Firmen analog zur EU fest: Verpflichtet wären Schweizer Unternehmen mit mindestens 1000 Mitarbeitern und einem weltweiten Nettoumsatz von 450 Millionen Schweizer Franken. Gemäss Bundesrat würden rund 100 statt derzeit



Bundesrat Beat Jans wird während der Vernehmlassung der Vorlage viel Überzeugungsarbeit leisten müssen.

ANTHONY ANEX / KEYSTONE

200 Unternehmen zur Nachhaltigkeitsberichterstattung verpflichtet werden.

Die Sorgfaltpflicht sieht vor, dass Firmen «risikobasiert» prüfen, ob sie oder ihre Tochtergesellschaften und Geschäftspartner tatsächlich Menschenrechte oder Umweltstandards verletzen könnten. Im Rahmen dieser risikobasierten Prüfungen können Unternehmen ihre Kontrollen priorisieren. Schäden müssen allenfalls auch erhoben oder minimiert werden.

In sensiblen Wirtschaftszweigen gelten solche Bestimmungen bereits, so etwa in den Bereichen Kinderarbeit sowie bei Mineralien und Metallen aus Konfliktgebieten. Neu soll die Sorgfaltpflicht auf Umweltstandards und Menschenrechte ausgeweitet werden. Grundsätzlich sind Unternehmen mit über 5000 Mitarbeitern und einem weltweiten Umsatz von 1,5 Milliarden

Franken von der Pflicht erfasst. Laut Bundesrat wären das 30 Grossunternehmen.

Der Bundesrat will mit der Einführung einer staatlichen Aufsicht und einer zivilrechtlichen Haftung sicherstellen, dass die Unternehmen ihre Sorgfaltpflichten wahrnehmen. Dafür will er die Kompetenzen der Eidgenössischen Revisionsaufsichtsbehörde ausweiten.

Strafen können tiefgreifend ausfallen. So könnten beispielsweise Zwangsaufösungen von betroffenen Tochterunternehmen oder Abgaben von bis zu 3 Prozent des weltweiten Umsatzes angeordnet werden.

Im Vorfeld wurde intensiv diskutiert, inwieweit Unternehmen für Verfehlungen haftbar gemacht werden könnten. Der Bundesrat will die Haftung auf die Tochtergesellschaften von Unternehmen beschränken. Somit

müssen Unternehmen sich nicht verantworten, wenn beispielsweise ein Zulieferant gegen Menschenrechte verstösst. Der Bundesrat schlägt eine Verschuldungshaftung vor: Das bedeutet, dass Kläger beweisen müssen, dass sie geschädigt wurden.

Firmen beklagen Swiss Finish

Was der Bundesrat als «international anschlussfähig» bezeichnet, ist für den Dachverband Economiesuisse ein «Schweizer Alleingang». Gemäss dem Dachverband hat sich der Bundesrat nur bei einem kleinen Teil von gewichtigen Bereichen an der EU orientiert.

Dazu gehören die Schwellenwerte der verpflichteten Unternehmen, die grundsätzliche Einführung einer Sorgfaltpflicht sowie die Sanktionshöhe von 3 Prozent des Umsatzes.

zes. Doch in über 15 gewichtigen Punkten vermutet Erich Herzog nach einer Ersteinschätzung ein Swiss Finish. So würden für hiesige Firmen strengere Regeln gelten als für jene in der EU.

Gemäss Herzog sei das Gesetz anfällig für Klagen aus anderen Ländern. Er kritisiert, dass Personen, die im Ausland möglicherweise geschädigt wurden, sich in ihrer Klage auf Schweizer Recht statt auf lokales Recht stützen könnten: «Plötzlich soll Schweizer Recht auf ausländischem Boden gelten. Bis vor kurzem hat man das noch als juristischen Paternalismus eingestuft.»

Weiter kritisiert Herzog die vergleichsweise lange Verjährungsfrist. Potenziell Geschädigte hätten fünf Jahre Zeit, ihren Haftungsanspruch geltend zu machen, sobald sie davon Kenntnis erlangten. Der Kläger habe aber grundsätzlich zwanzig Jahre Zeit, ein Schweizer Unternehmen zu belangen, wenn er erst später vom möglichen Vergehen erfahre. Kein EU-Mitgliedstaat stelle im Rahmen der Lieferkettenhaftung ähnlich hohe Ansprüche an Firmen, so Herzog.

Strafen «völlig masslos»

Damit zusammenhängend gingen auch die Offenlegungsanforderungen im Prozess weit über die EU-Richtlinien hinaus, sagt Herzog. Kann ein Kläger seinen Haftungsanspruch glaubhaft machen, kann das Gericht ein Unternehmen zur Offenlegung von Beweismitteln verpflichten.

Herzog hält auch die Sanktionsmassnahmen für «völlig masslos». Dazu gehören etwa die Zwangsaufösungen von Tochtergesellschaften, aber auch, dass Unternehmen von öffentlichen Aufträgen ausgeschlossen werden könnten oder Gewinne eingezogen würden, die ein Unternehmen durch die Verletzung der Pflichten erzielt habe. In der EU gebe es keine vergleichbaren Regelungen.

Die betroffenen Gruppen haben nun mit der Vernehmlassung die Möglichkeit, ihre Positionen einzubringen. Auch weitere Wirtschaftsvertreter äusserten sich schon kritisch gegenüber der Vorlage. Nach einer emotionalen Abstimmung über die erste Konzernverantwortungsinitiative im Jahr 2020 dürfte auch deren Neuaufgabe polarisieren.

Pharmas: un traitement de faveur qui irrite

DROITS DE DOUANE Les Etats-Unis vont taxer les importations de médicaments. Si la Suisse limite les dégâts, elle met en garde contre l'impact de ces mesures et apprécie peu d'être moins bien traitée que le Royaume-Uni

ALINE BASSIN

Cette année, pas de tabelle, pas de rose-rose ni d'ouvriers en tenue de travail. Trop occupé sur les innombrables fronts qu'il a lui-même ouverts, Donald Trump avait d'autres chats à fouetter. Le président américain n'en a pas moins voulu marquer le premier anniversaire du «Liberation Day», ce 2 avril 2025 où il a déclenché une guerre commerciale mondiale avec la Chine comme principale cible.

Au milieu de la salve de taux égrenés, le républicain avait alors également manifesté son intention de faire plier l'industrie pharmaceutique, accusée de ponctionner les Américains au profit du monde. Les médicaments sont notoirement plus chers aux Etats-Unis pour des raisons allant d'intermédiaires qui se

rémunèrent grassement à l'absence de réglementation des prix.

Après avoir proféré bien des menaces et obtenu des accords avec une quinzaine de géants du secteur, l'ancien magnat de l'immobilier est donc passé à l'acte. Dans un décret publié jeudi soir (heure suisse), il a déclaré prévoir des taxes pouvant atteindre 100% sur les médicaments brevetés. Donald Trump y invoque des motifs de sécurité nationale, rappelant qu'en 2025, «selon la Food and Drug Administration (FDA), environ 53% des produits pharmaceutiques brevetés distribués sur le marché intérieur sont fabriqués à l'étranger». Il insiste sur la «dépendance vis-à-vis [...] des importations des principes actifs pharmaceutiques (API): seuls 15% des API brevetés, en volume, sont produits aux Etats-Unis pour le marché américain».

Entre exceptions et exemptions

Le décret prévoit toute une série d'exceptions et d'exemptions. Les groupes ayant conclu un accord avec Washington ne seront pas concernés par ces nouvelles règles qui deviendront réalité d'ici 120 à 180 jours. Les entreprises qui s'engageront à installer des usines aux Etats-Unis ne seront concernées que par des

taux de 20% sur leurs médicaments d'ici à la fin du mandat de Donald Trump, le temps que leurs lignes de production dans le pays soient construites.

Quant à celles qui appliqueraient les prix de «la nation la plus favorisée» – celle dans laquelle les prix sont les plus bas – à leurs médicaments vendus aux Etats-Unis et s'engageraient à y installer des usines, elles seraient tout simplement exemptées de droits de douane.

La Suisse est explicitement nommée dans le décret signé par le président américain

Au bénéfice d'un accord avec Washington, Novartis et Roche – via sa filiale Genentech – devraient bénéficier d'un répit, tout comme Sandoz puisque les fabricants de génériques ne sont pas non plus concernés. Ce qui ne veut pas dire que ces groupes peuvent dormir sur leurs deux oreilles puisque le décret prévoit un strict suivi de la mise en œuvre des engagements

pris. Pour mémoire, Roche et Novartis ont promis d'investir des dizaines de milliards de dollars ces prochaines années outre-Atlantique.

«Solution équivalente» demandée

Selon la même logique, les Etats qui ont signé un accord avec l'administration américaine bénéficient de taux plus bas de 15%. Sont concernés la Suisse, explicitement nommée dans le décret, aux côtés de l'Union européenne, de la Corée du Sud et du Japon. Ces pays ne s'en tirent toutefois pas aussi bien que le Royaume-Uni dont les exportations pharmaceutiques ne paieront aucune taxe. Le représentant américain au Commerce, Jamieson Greer, a annoncé peu après la publication du décret la signature d'un accord commercial avec le Royaume-Uni. Celui-ci prévoit une hausse du prix des médicaments sur l'île en échange d'une absence de droits de douane sur ceux exportés du Royaume-Uni.

Ce traitement de faveur suscite l'ire de l'association faitière Interpharma qui a réagi dans un post sur LinkedIn, demandant que «la Suisse s'engage, dans ses négociations douanières avec les Etats-Unis, en faveur d'une solution équivalente à celle accordée au Royaume-Uni». Pour l'organisation qui défend les intérêts de la

branche, «l'objectif doit être d'exempter autant que possible l'industrie pharmaceutique des droits de douane».

De son côté, le Conseil fédéral déplore la décision des Etats-Unis. L'introduction de ces droits de douane représente une «charge supplémentaire pour l'industrie pharmaceutique suisse exportatrice», a indiqué le gouvernement vendredi à l'agence Keystone-ATS. Le Département fédéral de l'économie, de la formation et de la recherche précise que les départements compétents vont analyser les répercussions concrètes de ces mesures.

Après avoir signé une déclaration d'intention en novembre qui a permis de faire passer les droits de douane touchant les autres branches exportatrices de 39% à 15%, le Conseil fédéral mène actuellement des négociations avec Washington pour aboutir à un accord. Une échéance avait été fixée au 31 mars mais n'a pu être respectée. Selon nos informations, de nouvelles discussions techniques sont prévues en avril. Les taux appliqués à l'industrie pharmaceutique risquent fort d'être mis sur la table par la Suisse afin de chercher à bénéficier des mêmes conditions que le Royaume-Uni. Avec son triangle d'or qui relie Londres à Oxford et Cambridge, ce pays fait partie des pôles de pointe dans le secteur des biotechnologies. ■

100%

C'est la hauteur des taxes que Donald Trump dit prévoir sur les importations de médicaments brevetés, dans un décret publié jeudi.

L'Europe prisonnière de ses dépendances

CRISE Si l'Asie du Sud-Est est la première victime énergétique de la guerre au Moyen-Orient, le Vieux-Continent a aussi du souci à se faire, alertent des experts. Ces derniers craignent que la menace à venir, surtout gazière, ne soit sous-estimée

ALINE BASSIN

En ce début avril, le soleil brille sur une grande partie de l'Europe. Les chauffages se préparent à s'assoupir, tandis que les installations solaires fonctionnent à un rythme plus soutenu. Les attaques de drones et de missiles sur les pays du Golfe paraissent dès lors bien lointaines. Beaucoup plus éloignées que les chars d'assaut russes qui avaient agressé l'Ukraine en février 2022, déclenchant une guerre toujours en cours, ainsi qu'une crise énergétique sans précédent au XXI^e siècle sur le continent.

Pourtant, les énergéticiens et autres experts en hydrocarbures sont sur des charbons ardents. Car si l'Europe est davantage épargnée dans l'immédiat par les pénuries provoquées par le blocage du stratégique détroit d'Ormuz, elle va aussi payer la facture de ce conflit, mais avec un effet décalé. Et plus le conflit durera, plus celle-ci sera élevée: l'arrivée du printemps rime avec le début du remplissage des stocks de gaz pour l'hiver prochain; or, ils sont à un niveau plus bas que l'an dernier. Les renouveler risque de se révéler particulièrement coûteux, surtout si les efforts ne sont pas coordonnés pour éviter de faire bondir les cours.

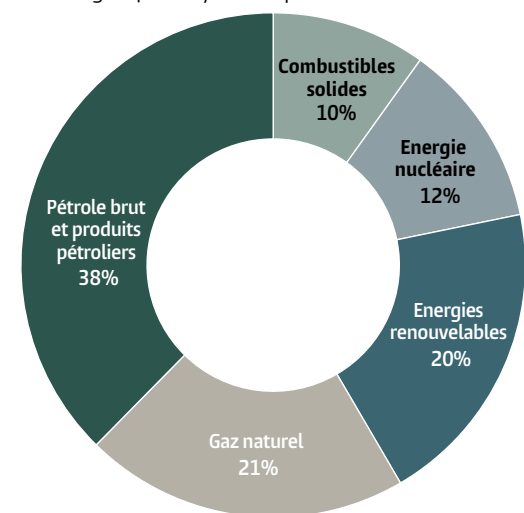
Des contrats aux «plus offrants»

Contrairement aux chocs pétroliers des années 1970, le monde fait en effet actuellement face à une double crise, qui touche l'or noir mais aussi le gaz. Un problème qui concerne l'Europe de près même si seul 4% des importations totales de gaz de l'UE provient du Qatar (8% pour le gaz naturel liquéfié, le GNL).

Pour s'affranchir de la dépendance russe, l'Union s'est tournée vers l'Oncle Sam pour s'approvisionner. Résultat, 25% du GNL qu'elle utilise aujourd'hui provient des Etats-Unis. «En 2022, en théorie, le gaz russe n'avait nulle part ailleurs où aller, alors que le GNL américain est beaucoup plus flexible», avertit Anne-Sophie Corbeau, spécialiste de l'énergie au Center on Global Energy Policy de la Columbia University. Même s'il ne faut pas, selon elle, sous-estimer les problèmes logistiques que représente une redirection des méthaniers américains vers

BOUQUET ÉNERGÉTIQUE DANS L'UE EN 2024

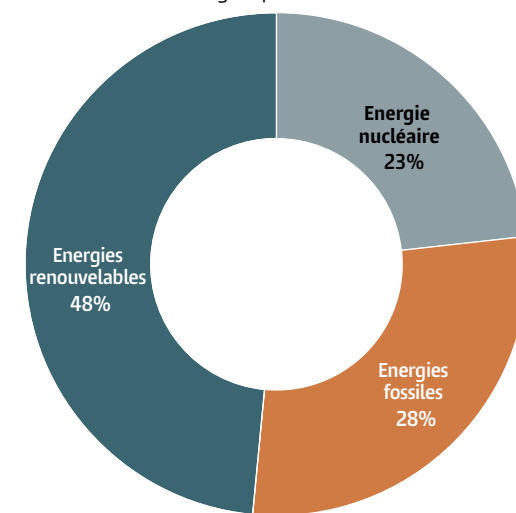
Mix énergétique moyen européen en %



Graphique: Aline Bassin | Source: Commission européenne

ORIGINE DE L'ÉLECTRICITÉ CONSOMMÉE

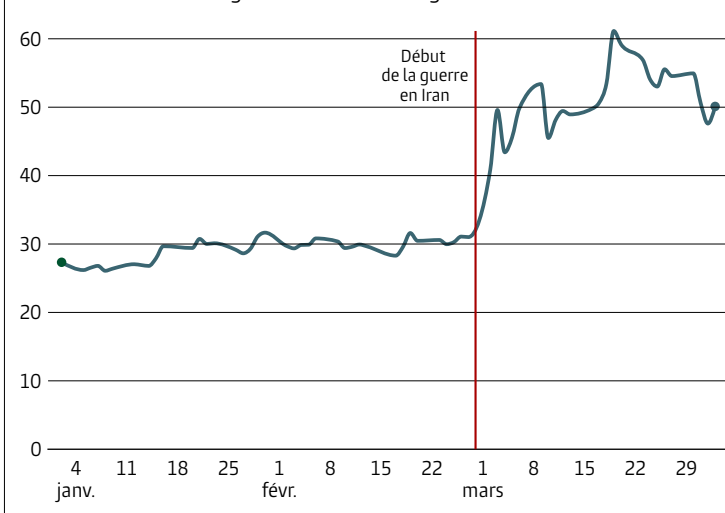
Part de la source énergétique dans l'UE en %



Graphique: Aline Bassin | Source: Commission européenne

DES COURS QUI EXPLOSENT DEPUIS LE DÉBUT DE LA GUERRE

Evolution du cours du gaz sur le marché de gros TTC (€/MWh)



Graphique: Aline Bassin | Source: Yahoo Finance

l'Asie, ce sont les plus offrants qui vont emporter les futurs contrats gazières. Lors de leurs commandes, les Européens feront donc face à une concurrence mondiale.

Tout comme elle, le centre de réflexion Bruegel, basé à Bruxelles, met en garde contre la menace. Il vient de consacrer une analyse au sujet. Rappelant que la facture gazière de l'UE s'est élevée à 117 milliards d'euros en 2025, les auteurs du rapport estiment que si les cours de gaz venaient à doubler, le surcoût occasionné atteindrait 100 milliards d'euros.

Le gaz, un «risque à combustion lente»

Pour réduire l'impact, les chercheurs recommandent à l'UE de «s'appuyer sur des mesures nationales pour assurer sa préparation à court terme». «L'Union européenne examine toutes les possibilités», y compris le rationnement du carburant et la mise à disposition de quantités supplémentaires de pétrole provenant des réserves d'urgence», a semblé répondre en écho Dan Jørgensen, vendredi dans le *Financial Times*. Le commissaire européen à l'Énergie a indiqué que l'Europe se préparait à un choc énergétique «de longue durée».

Ces propos centrés sur l'or noir ne vont pas forcément rassurer Anne-Sophie Corbeau. «Le pétrole est le choc immédiat, le gaz est le risque à combustion

lente», alertait-elle vendredi dans un post sur LinkedIn. «Certes, la Commission européenne affirme que des préparatifs menés en temps utile et de manière coordonnée sont essentiels pour garantir un remplissage adéquat des stocks de gaz, poursuivait-elle. Pourtant, je ne vois pas comment cela se traduit au niveau national, mis à part quelques vagues recommandations d'économiser le gaz.»

Pour les experts, il faut donc agir à court terme mais aussi accélérer la transition énergétique. Les auteurs de l'analyse du centre Bruegel déconseillent d'ailleurs toute mesure qui «affaiblirait les signaux de prix qui stimulent l'efficacité, la réduction de la demande et les investissements dans les énergies propres».

Même si des progrès ont été faits, les pénuries provoquées par la guerre au Moyen-Orient rappellent en effet à l'Europe ses dangereuses dépendances et la nécessité d'accélérer la cadence. «La situation évolue, mais pas dans un sentiment d'urgence. Tout le monde parle de l'électrification, mais force est de constater qu'on ne voit pas vraiment les résultats sur le terrain», s'alarme Anne-Sophie Corbeau, appelant par exemple à «accélérer l'installation de pompes à chaleur car le résidentiel représente une grosse partie de notre demande gazière». Pour maximiser l'efficacité énergétique, il est également impératif d'assainir le parc immobilier européen, qui compte de nombreuses passoires thermiques.

Le problème, c'est que le déploiement de ce type d'équipements va souvent de pair avec des soutiens publics, alors que les Etats européens sont désargentés. Mais même avant d'en arriver là, des gestes simples comme le fait de baisser le chauffage seraient bienvenus, estime l'experte française. Si ces mesures sont peu évoquées par les politiciens, elle rappelle qu'elles permettent aux consommateurs de réaliser des économies.

D'une dépendance à l'autre

En parallèle, l'investissement dans des parcs éoliens et des panneaux solaires doit se poursuivre. Alors que la situation géopolitique mondiale est explosive, ce type d'installations décentralisées présente un avantage, car

celles-ci risquent moins d'être prises pour cible en cas de conflit. Mais même avec ces sources d'énergie, l'Europe reste vulnérable. Sa dépendance technologique envers la Chine inquiète car certains craignent que Pékin ne puisse piloter de tels équipements, provoquant par exemple des black-out.

Hélas, le Vieux-Continent n'a guère le choix puisqu'il a laissé son dernier espoir d'indépendance photovoltaïque sombrer. D'abord soutenu par des subventions européennes puis lâché, Meyer Burger, le fabricant suisse de panneaux photovoltaïques a mis l'an dernier la clé sous le paillasson. Il y a 2 semaines, *Finanz und Wirtschaft* nous apprenait que la technologie de cet ancien fleuron, développée au CSEM à Neuchâtel, avait été reprise par une société qui ne bat pas pavillon chinois mais... états-unien. «Swift Solar est désormais en excellente position pour (re)bâtir l'industrie occidentale de la fabrication de panneaux solaires», s'enthousiasmait il y a 3 semaines sur LinkedIn l'un des cofondateurs de cette société.

Autant d'arguments pour ceux qui appellent l'UE à mener une véritable politique industrielle dans le très stratégique domaine énergétique. Un retour aux sources en quelque sorte, puisque c'est sur le charbon et l'acier que la construction européenne a vu le jour en 1951. ■

GUERRE AU MOYEN-ORIENT

Complexes pétrochimiques iraniens bombardés

Au 38^e jour de la guerre au Moyen-Orient, deux complexes pétrochimiques iraniens, dont la plus grande installation gazière, ont été frappés hier en Iran, Donald Trump menaçant de détruire les infrastructures énergétiques du pays si Téhéran ne rouvre pas le détroit d'Ormuz.

Israël a visé des installations pétrochimiques du site de South Pars à Assalouyeh qui assure, selon le ministre israélien de la Défense, Israël Katz, «environ la moitié de la production pétrochimique du pays». L'agence de presse iranienne Fars a fait état de «plusieurs explosions» sur ce

gigantesque site. Une évaluation des dégâts est en cours, selon un média iranien.

Un autre complexe pétrochimique situé à Mardasht, près de Chiraz, a été frappé hier plus tard selon des sources locales, parlant de «dégâts mineurs».

Samedi, un autre site pétrochimique avait été frappé à Mahshahr, faisant cinq morts. Selon Israël Katz, les frappes à South Pars et Mahshahr ont mis hors service des sites qui représentent au total 85% des exportations pétrochimiques iraniennes. ■ AFP



Des installations de gaz naturel liquéfié (GNL) à Ras Laffan, au Qatar, ont été endommagées en mars par des frappes iraniennes. Environ 4% des importations totales de gaz de l'Union européenne provient du Qatar (8% pour le GNL). (25 FÉVRIER 2026/HANNIBAL HANSCHKE/EPA)

14 Economie

VIRGINIE NUSSBAUM AVEC LES AGENCES

En Iran, la guerre s'enlise et, partout ailleurs, ses répercussions se font sentir. Avec le blocage du détroit d'Ormuz – où transite en temps normal un cinquième de la production de pétrole mondiale – la crise énergétique s'aggrave, forçant les États à multiplier les mesures... et les citoyennes et citoyens à s'adapter. Tour d'horizon.

■ A la pompe, de la pénurie au rationnement

Un peu partout, les prix à la pompe prennent l'ascenseur. En France, le prix moyen du litre de gazole, carburant routier le plus utilisé dans l'Hexagone, a atteint fin mars 2,18 euros – un record depuis 1985. Quelque 10% des 9500 stations-service françaises sont actuellement en rupture d'au moins un des principaux carburants. (ROMAINVILLE, 2 AVRIL 2026/JULIEN DE ROSA/AFP)

La ministre déléguée à l'Énergie, Maud Bregeon, a assuré qu'il n'existait à l'heure actuelle «aucun risque de rupture d'approvisionnement», mais certaines pompes se retrouvent prises d'assaut par des automobilistes craignant la pénurie, «certains avec des bidons», relayait vendredi le journal *La Provence*. Vendredi soir, le Ministère français de l'économie a annoncé le lancement prochain d'un «prêt flash carburant» pour soutenir la trésorerie des petites entreprises les plus exposées à la flambée des prix des carburants. Entre 5000 et 50 000 euros pourront être prêtés au taux de 3,80%, sans garanties, aux très petites entreprises et aux petites et moyennes entreprises des secteurs éligibles: transports, agriculture, pêche...

Alors que débutent les vacances pascales, les automobilistes se retrouvent à faire face aux pénuries et à de longues files d'attente. En Australie, des centaines de stations-service sont à sec dans les zones rurales du pays. Vendredi, le ministre de l'Énergie, Chris Bowen, a appelé les Australiens, qui s'apprêtent à parcourir de longues distances pour le week-end de Pâques, à faire leur plein en ville «pour aider le pays».

Autre mesure populaire: le rationnement. La Slovaquie est le premier pays de l'UE à l'avoir introduite le 22 mars dernier, avec 50 litres de carburant maximum par jour pour les particuliers. L'armée a même été mobilisée pour encadrer le transport et l'approvisionnement. En Grande-Bretagne, on planche aussi sur d'éventuels plans d'urgence qui incluent le rationnement – avec priorité aux services d'urgence et aux transports publics – mais aussi la limitation de vitesse à 80 km/h.

Pour juguler l'explosion des prix, l'Allemagne a imposé à ses stations-service une seule augmentation par jour, fixée à midi. Les tarifs pouvaient auparavant fluctuer jusqu'à 22 fois en vingt-quatre heures, a souligné le gouvernement. D'autres États comme la Pologne et la Hongrie ont préféré plafonner les prix des carburants. Les gouvernements de la République tchèque et de la Roumanie ont annoncé jeudi dernier qu'ils plafonneraient les marges bénéficiaires sur les carburants et réduiraient les taxes sur le gazole.

■ Miser sur les transports publics

Diminuer la consommation d'essence plutôt que compenser son coût: c'est dans cette logique que le Pakistan a instauré samedi la gratuité des transports en commun dans sa capitale, Islamabad, durant trente jours, et que la Lituanie a réduit de moitié le prix des billets de train pendant deux mois. Au Vietnam, les citoyens sont appelés à privilégier les transports en commun, le covoiturage ou le vélo pour les trajets courts.

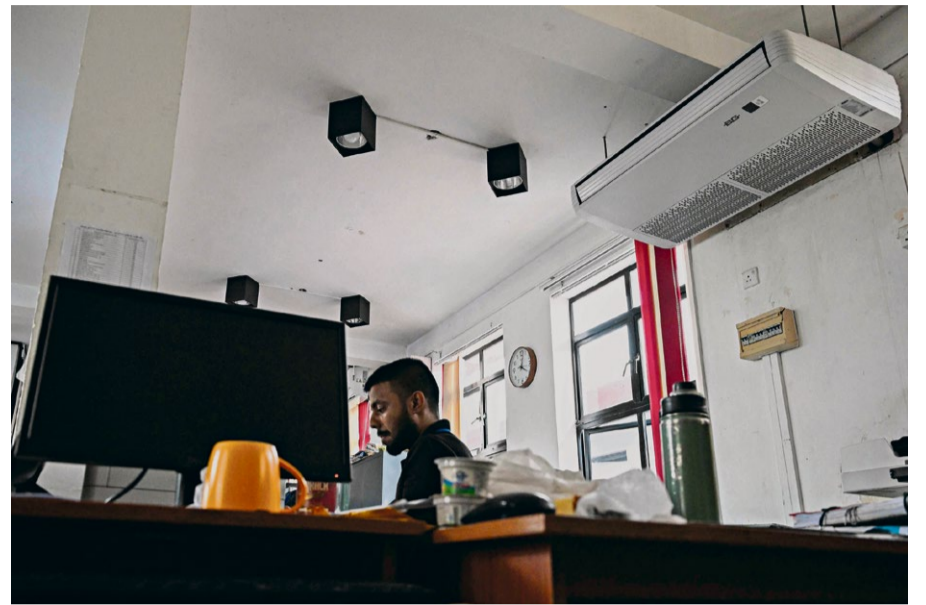
Dans cette même optique, la Birmanie a opté pour la circulation



Environ 10% des 9500 stations-services françaises sont actuellement en rupture d'au moins un des principaux carburants. (ROMAINVILLE, 2 AVRIL 2026/JULIEN DE ROSA/AFP)



Des commerçants manifestent contre la hausse des prix des carburants à Karachi. Le gouvernement pakistanais a augmenté leurs tarifs de 20% début mars. (6 AVRIL 2026/ASIF HASSAN/AFP)



Un fonctionnaire du Ministère sri lankais de l'information travaille sans climatisation ni éclairage, alors que les autorités ont ordonné des mesures d'économies. (COLOMBO, 2 AVRIL 2026/ISHARA S. KODIKARA/AFP)



Afin de maîtriser la hausse des prix des carburants, le gouvernement tchèque a annoncé le plafonnement des marges des détaillants de carburants à partir du 8 avril. (OPATOVICE, 4 AVRIL 2026/MARTIN DIVISEK/EAP)

Une crise énergétique mondiale aux multiples conséquences

GUERRE AU MOYEN-ORIENT Le conflit entre l'Iran, les États-Unis et Israël provoque une onde de choc bien au-delà de la région. Entre flambée des prix de l'essence, pénuries et mesures d'urgence, les États s'adaptent à une situation qui bouleverse déjà le quotidien des habitants de nombreux pays

alternée: les véhicules privés ne roulent plus qu'un jour sur deux.

■ Le retour en force du charbon

Pour combler les énormes déficits énergétiques, plusieurs pays intensifient leur recours au charbon. En Italie, la Chambre basse du parlement vient de voter le report de treize ans de la fermeture de ses centrales à charbon, désormais prévue pour 2038. La Corée du Sud l'a devancée, tout en augmentant les plafonds sur la production d'électricité à partir du charbon. Les Philippines, qui ont déclaré une «urgence énergétique nationale», prévoient également d'intensifier l'exploitation de leurs centrales. Ce retour en force du combustible fossile très polluant inquiète les experts, qui évoquent un recul des objectifs climatiques.

En France, on pense plutôt électrique: le 1er avril, le premier ministre français, Sébastien Lecornu, a appelé à définir les actions prioritaires pour électrifier l'économie et ainsi réduire sa dépendance aux énergies fossiles importées. En précisant: «La question n'est plus seulement climatique, elle touche désormais à l'intérêt national.»

■ Dans les airs, des taxes qui s'envolent

La hausse des prix du kérosène se fait également sentir autour du

globe, poussant les compagnies aériennes à adapter leurs stratégies. En Chine, Air China et plusieurs autres transporteurs augmenteront leurs surcharges carburant sur les vols intérieurs dès ce dimanche – de 7 à 15 euros par trajet. L'addition sera plus salée encore pour les passagers du géant hongkongais Cathay Pacific, qui applique depuis le 1er avril une augmentation de 34% de cette surcharge sur l'ensemble de ses vols.

En Malaisie, la plus grande compagnie aérienne à bas prix d'Asie du Sud-Est, AirAsia, a annoncé hier augmenter le prix de ses billets jusqu'à 40% et réduire ses liaisons – environ 10% de l'ensemble de ses vols ont été supprimés à ce jour –, tout en soulignant que la demande restait forte.

Au Népal, on redoute déjà l'impact de la flambée du carburant aérien sur l'économie – chaque année, 4 millions de passagers empruntent les compagnies nationales. «Moins de touristes népalais et étrangers trouveront l'avion, ce qui aura un impact direct sur l'ensemble du secteur touristique du pays», a déclaré Pratap Jung Pandey, président de l'Association des compagnies aériennes du Népal.

L'Indonésie a annoncé hier une augmentation de 28% de la surcharge carburant et autorisé les compagnies aériennes à pratiquer jusqu'à 13% de hausse tari-

faire sur les lignes aériennes intérieures, dont le prix est encadré, a indiqué son ministre de l'Économie, Airlangga Hartarto. Le gouvernement prendra en charge la TVA de 11% sur les billets d'avion intérieurs afin de compenser la hausse des prix pour les voyageurs, a-t-il ajouté.

■ Télétravailler ou chômer pour économiser

La crise pétrolière s'invite au bureau. Comme au Bhoutan, petit royaume de 800 000 habitants niché au cœur de l'Himalaya, où les prix du carburant ont bondi de 60% en un mois. Pour contribuer aux économies d'énergie, le gouvernement a annoncé mercredi une série de mesures au sein de ses services publics, encourageant leurs agents à se rendre au travail à pied, à éviter les trajets non essentiels et à télétravailler.

Une «politique de télétravail» pour les organismes publics et les entreprises liées à l'État sera également instaurée dès le 15 avril en Malaisie, pays pourtant connu pour sa politique forte de subventionnement des carburants. Les fonctionnaires d'Indonésie n'auront, quant à eux, pas le choix de travailler à distance un jour par semaine.

Plus radical, le Sri Lanka imposait mi-mars déjà une semaine à quatre jours à ses institutions publiques, écoles et universités. «Nous demandons également au secteur privé de suivre cet exemple et de déclarer désormais chaque mercredi jour férié», déclarait Prabath Chandrakerthi, commissaire général aux services essentiels. En Thaïlande, on encourage non seulement les agents publics à télétravailler mais aussi à prendre les

escaliers plutôt que les ascenseurs et «à retirer leur veste de costume pendant les réunions alors que les climatiseurs devront être réglés à 27°C minimum», liste Thai PBS World.

Le gouvernement du Népal a annoncé dimanche la réduction de six à cinq jours de la semaine de travail dans la fonction publique afin de préserver ses réserves de carburant.

■ Un couvre-feu pour les commerces

Ailleurs, on ferme boutique plus tôt. Le Bangladesh, qui importe 95% de ses besoins en pétrole et en gaz (dont une bonne partie en provenance du Golfe), a instauré vendredi une réduction des horaires d'ouverture des bureaux, banques et commerces. Les magasins, centres commerciaux et marchés du pays devront désormais fermer à 18h.

Mesure également implémentée en Égypte depuis le 28 mars. Dépendant du pétrole iranien, le pays impose un couvre-feu à 21h en semaine à tous ses commerces – heure à laquelle l'éclairage public est également réduit au strict minimum. Une seule exception: les zones touristiques comme Louxor ou Charm el-Cheikh. Pour choyer ce même secteur, Chypre a décidé de subventionner les salaires dans le tourisme à hauteur de 30% ce mois-ci. ■

HYDROCARBURES

L'OPEP+ relève sa production

L'Arabie saoudite, la Russie et six autres membres de l'Organisation des pays exportateurs de pétrole et leurs alliés (OPEP+) ont décidé dimanche d'augmenter une nouvelle fois leurs quotas de production de pétrole de 216 000 barils quotidiens à partir de mai.

L'OPEP+ a averti que les réparations des installations énergétiques endommagées par la guerre étaient «coûteuses» et prendraient «beaucoup de temps», ce qui pourrait aggraver les difficultés d'approvisionnement mondial en pétrole. ■ AFP

Bras de fer entre syndicats et patronat sur le statut des maçons

Conflit social La disparition d'une spécificité locale dans la convention nationale crée des tensions. Les parties se renvoient la responsabilité.

Marc Renfer

Une crise a éclaté entre patrons et syndicats autour du statut des maçons genevois. Le 23 mars, la section locale de la Société suisse des entrepreneurs (SSE Genève) a résilié une annexe spécifique au canton qui complétait la convention nationale.

Dès 2027, les conditions locales seront ainsi alignées sur le cadre national. Les syndicats dénoncent un «casus belli» et une attaque contre le pouvoir d'achat des ouvriers.

Une annexe bientôt caduque

Pour comprendre cette bascule, il faut remonter au renouvellement, fin 2025, de la convention nationale du secteur principal de la construction. Valable six ans, ce nouveau texte a introduit pour toute la Suisse une indemnité de chantier progressive (4 francs par jour en 2026, 6 fr. 50 en 2027, puis 9 francs dès 2028).

Or Genève bénéficiait, via l'annexe bientôt caduque, d'un

régime particulier avec une indemnité forfaitaire de 25 francs par jour et une pause matinale payée. Les partenaires sociaux genevois avaient jusqu'au 23 janvier pour trouver une solution.

«Genève était le seul canton avec une annexe spécifique. Sans accord local, la convention nationale prévoit que le régime national s'applique», explique Eric Biesel, directeur de la SSE Genève.

Le patronat affirme avoir proposé, le 16 janvier, de porter l'indemnité de 25 à 30 francs immédiatement, afin d'intégrer la nouvelle indemnité sans cumul. «Cela aurait permis aux travailleurs genevois de rester mieux lotis que dans le reste de la Suisse», assure-t-il.

«Attaque contre les salaires»

Les syndicats ont refusé cette proposition après consultation des travailleurs. Dans un communiqué commun, le SIT, Unia et le Syna dénoncent «une at-



Début novembre, les syndicats avaient mobilisé les secteurs de la construction. Laurent Guiraud

taque sans précédent contre les salaires des maçons» et estime que la résiliation remet en cause «le maintien des conditions de travail actuelles». Ils rappellent que ces acquis ont été obtenus «après des années de lutte».

Faute d'accord, la SSE a soumis la question à son assemblée générale, qui a voté la résiliation. «Devant l'absence de compromis, nous avons appliqué ce que prévoyait la nouvelle convention nationale», résume Eric Biesel.

Le désaccord porte aussi sur les conséquences concrètes. Les syndicats évoquent une perte pouvant atteindre 400 francs par mois. La SSE ne commente pas ce chiffre et «regrette que les syndicats n'aient pas fait ces calculs avant».

Dans une branche confrontée à une pénurie persistante de main-d'œuvre, les syndicats assurent que «les travailleurs sont aujourd'hui sous le choc» et préviennent que «la colère gronde sur les chantiers».

Die Trägheit der Vorsorge-Milliarden

Wegen durchschnittlicher Renditen geraten Berater von Schweizer Pensionskassen in die Kritik

MICHAEL FERBER

In der beruflichen Vorsorge der Schweiz geht es um viel Geld. Laut dem Bundesamt für Statistik lag die Bilanzsumme der Pensionskassen 2024 bei rund 1220 Milliarden Franken. Um die Vorsorgevermögen weiter zu mehren, werden diese am Kapitalmarkt investiert – also unter anderem in Aktien, Anleihen, Immobilien und alternative Anlagen.

Das Geld fließt in entsprechende Finanzprodukte. Bei der Auswahl derselben sowie beim Festlegen der Anlagestrategie vertrauen die meisten Pensionskassen auf Berater. In der Branchenstudie der zur Zürcher Kantonalbank (ZKB) gehörenden Investmentgesellschaft Swisssanto gaben im vergangenen Jahr 73 Prozent der Vorsorgeeinrichtungen an, bei der Anlagestrategie mit Beratungsunternehmen zusammenzuarbeiten.

Dabei haben die Pensionskassen die Wahl zwischen rund zwanzig Investment-Consultants. Zu den führenden Unternehmen im Markt zählen etwa PPCmetrics, Ecofin oder C-Alm. Die Berater sind ein wichtiger Teil des Schweizer Pensionskassensystems. Ihre Rolle stösst aber auch auf Kritik.

Laut Francesca Pitsch, Leiterin der Swisssanto-Pensionskassenstudie, brin-

gen die Berater den Stiftungsräten der Kassen Know-how und entlasten deren Ressourcen. Vor allem beim sogenannten Asset-Liability-Management seien die Kassen auf Unterstützung angewiesen. Hier geht es darum, die Anlagen der Pensionskassen auf deren Verpflichtungen abzustimmen.

Empfehlungen ohne Mehrwert

Investment-Consultants haben einen Überblick über die Anlagen, die zur Verfügung stehen, und liefern eine Vorauswahl entsprechender Produkte. Die Berater begleiteten Ausschreibungen und erstellten Marktvergleiche, folglich werde der Wettbewerb unter den Vermögensverwaltern gestärkt, sagt Pitsch. Davon profitierten die Pensionskassen.

Die Investment-Consultants stehen aber immer wieder in der Kritik. Im Jahr 2014 kam eine Studie der Wissenschaftler Tim Jenkinson, Howard Jones und Jose Vicente Martinez von den Universitäten Oxford und Connecticut zu dem Ergebnis, bei der Auswahl von Fonds für Grossinvestoren – in diesem Falle aktiv verwaltete amerikanische Aktienfonds – seien keine Beweise dafür zu finden, dass die Empfehlungen der Berater einen Mehrwert brächten. Ihre Suche

nach Gewinnern unter den Fonds sei «erfolglos», heisst es in der Analyse.

Eine andere Studie zu Investment-Consultants von Aleksandar Andonov von der Universität Amsterdam, Matteo Bonetti von De Nederlandsche Bank sowie Irina Stefanescu von der US-Notenbank Federal Reserve kam im März 2026 zu dem Ergebnis, dass bei öffentlichen amerikanischen Pensionsfonds eine kleine Zahl an Beratern einen grossen Teil der Vermögensanlagen präge. Dies mache die Portfolios ähnlicher, es komme zu einer «Standardisierung».

Da eine kleine Anzahl von Consultants die Mehrheit der Schweizer Pensionskassen berate, sei die Wahrscheinlichkeit gross, dass sich die Anlageportfolios der Pensionskassen mit einer vergleichbaren Risikostruktur zum Verwechseln ähnlich sähen, sagt auch die ZKB-Vertreterin Pitsch: «Der Markt der Berater ist stark konzentriert.» Das Resultat der standardisierten Empfehlungen dürften durchschnittliche Renditen sein.»

Laut Pitsch haben die Berater kaum Anreize, die Performance mithilfe von innovativen Anlageprodukten zu maximieren. Die Vermutung liege nahe, dass das Eingehen von höheren Anlagerisiken nicht in ihrem Sinn sei, da dies potenziell ihren Ruf gefährden könne. Folglich be-

vorzugten viele Beratungsunternehmen konservative Lösungen. Tendenziell empfahlen Investment-Consultants eher indizierte Anlagen, und die Anlageresultate lägen folglich nah am Vergleichsindex.

Stephan Skaanes, CEO von PPCmetrics sowie Vorstandsmitglied des Verbands Swiss Investment Consultants for Pension Funds, verteidigt die Beratungsunternehmen gegen die Kritik, sie würden den Pensionskassen zu wenig innovative Anlageprodukte empfehlen. Bei solchen Produkten handelt es sich zumeist um alternative Anlagen wie Private Equity oder Hedge-Funds.

«Experimente nicht angebracht»


«Innovative Anlageprodukte sind häufig teuer und illiquider als etwa kotierte Aktienanlagen», sagt er. Des Weiteren gelinge es den Managern von aktiv verwalteten Produkten zumeist nicht, eine bessere Performance zu erzielen als der Markt. «Zudem handelt es sich bei den Pensionskassenvermögen um Gelder für die Altersvorsorge, Experimente mit Produkten in der Entwicklungsphase sind hier nicht angebracht», sagt Skaanes.

Pensionskassen legen die Gelder ihrer Versicherten im Durchschnitt zu rund 30 Prozent in Aktien an. Kritiker halten

diese Aktienquote für zu gering, und tatsächlich hätte sich in den vergangenen starken Aktienjahren mit einem höheren Aktienanteil eine bessere Rendite erzielen lassen. Die Kritik lautet also, die Kassen seien aufgrund der Empfehlungen der Berater zu konservativ unterwegs.

Skaanes würde eine höhere Aktienquote bei Pensionskassen befürworten. Dabei müsse allerdings geprüft werden, ob die Kassen die Risikofähigkeit für eine höhere Aktienquote überhaupt hätten, sagt er. Komme es zu einem Crash an den Aktienmärkten, drohe die Gefahr, dass die Deckungsgrade der Pensionskassen deutlich unter 100 Prozent fielen und die Kassen finanziell saniert werden müssten.

Derweil seien vor allem rentnerlastige Schweizer Pensionskassen «relativ schlecht sanierbar», weil die Renten garantiert seien und die Rentner bei einer Sanierung folglich keinen Beitrag leisteten, sagt Skaanes. Auch die Guthaben der aktiven Versicherten seien garantiert und trügen in einer Krise keine Verluste. Die Last der Sanierung würden die Arbeitgeber und die aktiven Versicherten in der Pensionskasse alleine über Sanierungsbeiträge tragen. Deshalb müsse man Verständnis haben, wenn Arbeitgeber nicht wollten, dass die Pensionskasse bei der Vermögensanlage grosse Risiken eingehe.



So optimieren Verheiratete die Säule 3a für die Individualbesteuerung

Vorsorgegeld gestaffelt beziehen Bald endet die gemeinsame Veranlagung von Ehepaaren. Wie Sie bei der Altersvorsorge zusätzlich Steuern sparen können.

Mit vorausschauender Planung könnten Ehepaare beim Bezug des Alterssparguthabens Steuern sparen. Foto: Imago

Bernhard Kislig

Die meisten Ehepaare werden profitieren, wenn ab 2032 die Individual- statt die heutige gemeinsame Besteuerung gilt. Dafür müssen sie nichts tun, ausser fortan die Steuererklärung getrennt auszufüllen. Allerdings gibt es etwas, das sie schon heute tun können, um später noch mehr zu sparen: ihre 3a-Einzahlungen auf weitere Konti verteilen.

Heute addiert das Steueramt die Kapitalbezüge eines Jahres, die zwei Eheleute aus der Säule 3a oder der Pensionskasse erhalten, und besteuert sie gemeinsam. Je höher der Betrag, desto höher ist der Steuersatz darauf.

Dabei sind Einsparungen möglich, indem Steuerpflichtige ihre Bezüge aus der Säule 3a auf mehrere Jahre verteilen und so von einem tieferen Satz profitieren. Die Bezüge sind bis zu fünf Jahre vor dem ordentlichen Rentenalter erlaubt. Ehepaare können diese zusammen mit einem Kapitalbezug aus der Pensionskasse in der Regel auf bis zu sechs verschiedene Steuerperioden aufteilen. Hierfür galt schon

bisher die Empfehlung, die 3a-Einzahlungen auf verschiedene Konti aufzuteilen, um pro Bezugsjahr ein Konto zu schliessen. Wer Geld von einem Konto bezieht, muss dieses jeweils ganz auflösen.

Jetzt noch weitere Konti für die Säule 3a eröffnen

Mit der Individualbesteuerung ändert sich die Rechnung: Da neu jeder Partner isoliert betrachtet wird, kann ein gleichaltriges Ehepaar seine Vorsorgegelder künftig auf bis zu zwölf verschiedene Tranchen verteilen. So werden die kleineren Beiträge zu einem tieferen Tarif besteuert, was zu Steuereinsparungen führt.

Das bedeutet, dass Ehepartner, die ihr Alterssparguthaben zur gleichen Zeit beziehen werden, sich einen Steuervorteil verschaffen können, wenn sie jetzt noch zusätzliche 3a-Konti eröffnen.

Nach heutigen Tarifen gerechnet sind Einsparungen von mehreren Tausend Franken möglich. Doch es gibt erhebliche kantonale Unterschiede. Gemäss einer Beispielrechnung der Finanz-

beratung VZ Vermögenszentrum beschränkt sich der Spareffekt in einigen Kantonen auf 600 bis 800 Franken. Höhere Einsparungen sind nach dieser Rechnung in den Gemeinden Solothurn (7332 Franken), Genf (5714 Franken), Luzern (4414 Franken) und Basel (4134 Franken) möglich. In Bern (1526 Franken) und Zürich (634 Franken) fallen die steuerlichen Vorteile weniger ins Gewicht.

Das VZ Vermögenszentrum geht in seiner Rechnung davon aus, dass zwei gleichaltrige Ehepartner in der Säule 3a ein Guthaben von je 150'000 Franken besitzen. Das errechnete Sparpotenzial bezeichnet den Unterschied in der Steuerrechnung, wenn das Paar die Bezüge aus 3a und Pensionskasse einmal unter heutigem Regime und einmal mit der Individualbesteuerung optimal auf sechs beziehungsweise zwölf Tranchen verteilt hätte. Geht es um höhere Alterssparguthaben, sind grössere Einsparungen denkbar.

Bei dieser Rechnung gibt es jedoch Unwägbarkeiten: «Wir wissen nicht, ob es eine Tarifanpassung gibt», gibt Karl Flu-

bacher zu bedenken, der beim VZ Vermögenszentrum die Regionen Nordwest- und Westschweiz leitet. Die Kantone könnten den neuen Verheiratetentarif so gestalten, dass die Vorteile teilweise kompensiert werden. Der Experte empfiehlt eine vorausschauende Kontoführung bei der Säule 3a. Sein Rat lautet: «Hilft es nichts, so schadet es nichts.»

Zudem ist noch nicht entschieden, dass die Individualbesteuerung 2032 tatsächlich wie Anfang März von der Stimmbewölkerung entschieden eingeführt wird. Grund ist die Mittepartei, die mit ihrer Fairness-Initiative ebenfalls die Heiratsstrafe abschaffen will, aber mit einem anderen Mechanismus. Sie hat vergangenes Wochenende entschieden, daran festzuhalten. Die Initiative könnte bereits diesen Herbst an die Urne kommen.

Noch vor 2032 in die Pensionskasse einzahlen?

Für unverheiratete Paare ändert sich bei den Kapitalbezügen steuerlich wenig bis nichts. Gleiches gilt für Ehepaare mit mehreren Jahren Altersunterschied, da diese sowieso bereits

im heutigen Regime idealerweise bis zu zwölf Konti für die Säule 3a führen.

Auch bei Einzahlungen können Ehepaare im Hinblick auf die Einführung der Individualbesteuerung Steuern sparen. Sowohl bei der Säule 3a als auch bei der Pensionskasse dürfen alle Versicherten die Einzahlungen vom steuerbaren Einkommen abziehen. Solange die beiden Ehepartner gemeinsam veranlagt werden, bringen solche Einzahlungen aufgrund der Progression eine höhere Steuerersparnis.

«Vor Einführung der Individualbesteuerung macht es Sinn, wenn man die Einkäufe bei der Person mit dem tieferen Einkommen macht», sagt Flubacher. Denn nach der Einführung seien solche Einkäufe für die Person mit dem geringeren Einkommen deutlich weniger attraktiv, da sie zu einem tieferen Tarif allein besteuert werde. Die Person mit dem höheren Einkommen sollte sich demnach erst nach Einführung der Individualbesteuerung bei der Pensionskasse einkaufen, da bei dieser Person der Tarif weiterhin hoch bleibt.

EU urges limits to energy cost support

Brussels wary of turning impact of Middle East war into the latest fiscal crisis

Financial Times Europe

07 avr. 2026

HENRY FOY — BRUSSELS AMY KAZMIN — ROME Additional reporting by Raphael Minder in Warsaw and Olaf Storbeck in Frankfurt

EU officials are urging governments to avoid excessive support to offset surging energy prices, warning the shock of the Iran war could tip into a fiscal crisis.

The European Commission is insisting in discussions with member states that proposed energy subsidies, tax cuts and price caps be limited in time and scope, according to people briefed on the talks. Brussels is seeking to avoid a repeat of the 2022 energy crisis, which fuelled inflation and ballooning deficits.

“This is a unified effort from the Commission,” EU energy commissioner Dan Jørgensen told the FT. “What happens in one sector of the economy can spill over to the rest of society.”

Several countries, including Italy, Poland and Spain, have cut fuel taxes, while others have called for EU state aid rules to be loosened. Rome is also pushing for Brussels to ease fiscal constraints to give capitals more wriggle room.

The Commission was giving “technical advice and help to countries to form these policy tools and instruments that they want to use . . . within the fiscal room that they have,” Jørgensen said.

US strikes on Iran have pushed European oil and gas prices up about 60 per cent and raised fears of diesel and jet fuel shortages.

The Commission was urging “co-ordination and caution” on any measures to ease energy price pressures, officials briefed on talks between Brussels and national finance ministries said.

Officials fear the conflict will trigger the third economic crisis for the EU in six years, after the Covid-19 pandemic and Russia’s full-scale invasion of Ukraine in 2022, both of which prompted large stimulus programmes that drove up national debt.

The EU’s general government gross debt-to-GDP ratio rose from 77.8 per cent at the end of 2019 to 82.1 per cent in the third quarter of last year, according to the latest available data.

“Targeted government policies can help smooth the shock by reducing energy demand and compensating lower-income households,” ECB president Christine Lagarde said last month. However, she warned that “broad-based and open-ended measures” may backfire

as they could fuel demand “excessively” and drive inflation. She urged policymakers to focus on “temporary, targeted and tailored” action.

EU economy commissioner Valdis Dombrovskis told national finance ministers only “coherent”, short-term emergency measures should be adopted. He warned that excessive spending would “have serious fiscal implications”.

Italian finance minister Giancarlo Giorgetti last week said it was “inevitable” that Brussels would have to be more lenient on rules limiting countries’ budget deficits to just 3 per cent of GDP.

That came after Rome extended a “temporary” 20 per cent excise tax on fuel until May 1, and the country’s official statistics agency said the 2025 deficit was 3.1 per cent of GDP.

The finance ministers of Germany, Spain, Italy, Portugal and Austria on Friday urged Brussels to impose an EUwide windfall tax on energy companies.

Une carte militante ravive les craintes avant le G7 d'Évian

Sommet Le plan, répertoriant des entreprises du canton et diffusé sur un site d'extrême gauche, alarme les milieux économiques qui y voient un appel à des déprédations.

Aymeric Dejardin-Verkinder

Une carte, des adresses précises et des repères disséminés dans tout Genève. Mise en ligne sur le site d'extrême gauche renverse.co sous le titre «Multinationales et autres fripouilles: carte au trésor», cette publication inquiète les milieux économiques genevois. Ils redoutent qu'un tel outil puisse servir de guide à des actes de vandalisme lors des mobilisations annoncées autour du G7 d'Évian.

La carte, hébergée sur Framacarte, apparaît comme un plan du centre-ville de Genève saturé de repères colorés. Elle se présente comme une liste de «(presque) toutes les multinationales dans le canton de Genève», mais aussi de «complices du capitalisme mondial» et de «lieux de socialisation des patrons».

Des commentaires militants

Les catégories vont de la banque au luxe, en passant par le pétrole, la big tech, les assurances ou les «institutions du capitalisme mondial». Parmi les exemples cités figurent UBS, Vitrol, MSC, Trafifigura, Cartier ou encore Socar. Certaines fiches sont accompagnées de commentaires militants sur les sociétés visées.

Le mode d'emploi précise qu'«aucune vérification de la présence de caméras n'a été faite» et recommande d'ouvrir la carte avec Tor, un outil permettant d'anonymiser davantage sa navigation en ligne. La publication se termine par cette phrase: «Joyeux tourisme, on se réjouit de voir vos photos de vacances.» Pour les milieux économiques, ces formulations vont au-delà du simple répertoire militant.

À la Fédération des entreprises romandes (FER Genève), dont le siège est répertorié sur la carte militante, cette découverte conforte les inquiétudes déjà exprimées. Son directeur général adjoint, Robert Angelozzi, estime que cette carte «lé-



Mise en ligne sur le site renverse.co le 24 mars, la publication se veut être une liste de «(presque) toutes les multinationales dans le canton de Genève». À moins de trois mois du G7 d'Évian, la démarche inquiète. DR

gitime nos craintes ainsi que le bien-fondé de nos demandes, à savoir l'interdiction complète de toute manifestation durant la période du G7». «L'objectif de ces personnes n'est pas de manifester, mais bien de s'attaquer à des entreprises, des commerces ou des enseignes», constate le directeur adjoint.

Même tonalité à la Chambre de commerce, d'industrie et des services de Genève (CCIG), dont les bureaux sont eux aussi épinglés. Son directeur général, Vincent Subilia, voit dans cet outil bien plus qu'un simple support militant. Il parle d'«un anticapitalisme primaire». À ses yeux, la publication désigne des acteurs économiques genevois comme «des cibles» dans un contexte déjà sensible à l'approche du G7.

Vincent Subilia estime aussi que la carte fonctionne comme «un GPS pour aller caillasser les possédants». Le directeur de la

CCIG affirme en outre que plusieurs descriptifs contiennent des erreurs, voire des éléments diffamatoires.

Les deux représentants demandent aux autorités de réagir face à une publication qu'ils considèrent comme un appel implicite à des déprédations.

Interpellée sur cette carte, la police genevoise dit «en avoir connaissance et affirme comprendre les interrogations et les inquiétudes que ce type de contenu peut susciter».

Elle indique être engagée sur le dossier du G7 depuis juillet 2025, en coordination avec la Confédération, les autres cantons et les autorités françaises. «Notre objectif est clair: assurer la sécurité de la population», rappelle-t-elle.

Dans le flou

Cette découverte intervient alors que le flou demeure à moins de trois mois du sommet d'Évian.

Il y a quinze jours, la Ville s'inquiétait du «silence du Canton» et du manque de clarté sur le dispositif de sécurité, avec en toile de fond le souvenir des violences du G8 de 2003.

Dans la foulée, la FER réclamait l'interdiction de toute manifestation, la mise en place de protections physiques pour les entreprises et la création d'un mécanisme d'indemnisation rapide.

Or, à ce jour, ni la Ville ni les milieux économiques ne disent disposer d'instructions claires du Canton. Une manifestation de protestation est toujours «à l'étude». Selon nos informations, en cas de validation, le cortège serait alors tenu à l'écart des Rues-Basses.

Pour sa part, la Confédération assure qu'elle participera à hauteur de 80% au coût des mesures de sécurité incombant aux Cantons de Genève, de Vaud et du Valais.

Taxer le trafic de transit s'avère très délicat

TRANSPORTS Ascension, Pentecôte, Pâques: les week-ends prolongés se caractérisent toujours par des embouteillages, notamment sur les axes transalpins. Une taxe ciblant les véhicules de passage a été acceptée au parlement, mais sa future mise en œuvre fait déjà débat

LÉO TICHELLI

Le chassé-croisé de ce week-end de Pâques a, comme chaque année, embouteillé les routes suisses. Pour résoudre ce problème récurrent, le Tessinois Marco Chiesa a sa solution, qu'il a soumise sous forme de motion au parlement, qui l'a acceptée: taxer le transit routier. En résumé: un automobiliste veut traverser la Suisse sans s'arrêter du nord au sud pour partir en vacances au soleil, ou d'ouest en est pour aller skier dans les Alpes autrichiennes? Il devra passer à la caisse.

Les partisans de cette taxe sur le trafic routier traversant la Suisse plaident ainsi pour que les personnes qui circulent «sans arrêt particulier sur le territoire national» paient un supplément à la vignette, déjà obligatoire pour les autoroutes. Le texte vise «à réduire le trafic de transit sans utilité particulière pour [le] pays et, par la même occasion, les heures d'embouteillage sur les routes nationales».

Une forte majorité

Si cette taxe concerne tout véhicule traversant la frontière, circulant sur le territoire, pour ensuite le quitter, c'est principalement le trafic transalpin qu'elle semble viser. Les soutiens les plus importants de ce texte ne sont autres que Simon Stadler et Alex Farinelli, tous deux rapporteurs de la Commission des transports du National et respectivement Uranais et Tessinois, les deux cantons de part et d'autre du tunnel routier du Saint-Gothard. D'autres motions identiques sont aussi pendantes au National, toutes portées par des Tessinois ou des Uranais.

La Chambre basse a largement voté en faveur de cette taxe, par

173 voix contre 13, contre l'avis du Conseil fédéral et de son ministre des Transports, l'UDC Albert Röstli, qui entendent une «série d'obstacles administratifs considérables pour la mise en œuvre de la motion». Ils estiment difficilement réalisable la surveillance de l'ensemble des postes-frontières suisses et jugent «difficile de répondre de manière définitive à la question du caractère «particulier» d'un arrêt pour toutes les liaisons de transit envisageables».

Bataille de chiffres

Car derrière l'apparente simplicité de cette taxe se cache un nombre incalculable de questions d'application. Quel prix? Pour quel trajet? Comment surveiller l'entrée et la sortie du territoire des véhicules? Seules les plaques étrangères seraient-elles concernées? Combien coûterait l'installation de caméras aux postes-frontières, etc.? Par ailleurs, la motion nécessiterait un changement de la Constitution, qui prévoit pour le moment une utilisation des autoroutes sans taxe, excepté la vignette.

Alex Farinelli et Simon Stadler avertissent d'emblée: la motion a passé l'écueil du parlement, c'est désormais au Conseil fédéral de venir avec un projet précisant montants, application et cadre légal. Les deux élus offrent toutefois un aperçu de ce qui pourrait attendre les automobilistes de passage, notamment en ce qui concerne leur porte-monnaie. Si aucun montant n'est arrêté, les premières estimations se basent sur une taxe de 21 francs, un montant précédemment évoqué par le gouvernement, explique les deux conseillers nationaux. Sur la base de cette hypothèse, le trafic

de transit rapporterait environ 110 millions de francs par année, ont-ils plusieurs fois répété, équivalant ainsi à 5,2 millions de trajets de transit annuels, soit 14 350 par jour.

Les premières estimations se basent sur une taxe de 21 francs

Des chiffres qui paraissent pourtant loin de ceux présentés par l'OFS. Dans l'Annuaire statistique de la Suisse 2024 concernant la mobilité et les transports, on estime qu'en 2021 – en partie durant la pandémie, donc –, le nombre quotidien des véhicules entrant et sortant de Suisse s'élevait à 779 100, et que 14% de ce

flot d'automobiles correspondait à du trafic de transit, soit 109 074 véhicules à taxer chaque jour. A 21 francs le trajet, cela équivaut à une rentrée d'argent annuelle de plus de 836 millions de francs. Alex Farinelli, conseiller national PLR tessinois, juge toutefois ce montant peu crédible et excessif, avec un nombre de véhicules ne correspondant sûrement pas «à l'idée de transit complet de frontière à frontière» tel que visé par la motion.

Des tarifs modulables

Ce dernier offre aussi quelques précisions quant à l'esprit de la motion: «Le principe serait d'établir un laps de temps en dessous duquel un trajet serait considéré comme du pur transit et donc soumis à la taxe» et donc de distinguer destination réelle et simple corridor de passage. «A titre d'exemple, si l'on fixait un seuil de 24 heures, un véhicule qui traverse rapidement la

Suisse pourrait être considéré comme en transit, tandis qu'un véhicule qui passe la nuit en Suisse ou y séjourne au-delà de cette durée ne le serait plus», précise-t-il.

Le Tessinois plaide aussi pour l'introduction de plages tarifaires déterminées à l'avance «par exemple selon l'heure, le jour où le niveau de congestion, afin d'encourager les passages en dehors des moments les plus critiques». Simon Stadler offre quelques exemples, qui concerneraient tout particulièrement les vacanciers de ce week-end: «La redevance de transit serait assortie d'un système de tarification dynamique [lié] à la densité du trafic sur les axes nord-sud. Ainsi, à Pâques, à la Pentecôte ou lors de l'Ascension, le prix maximal serait probablement appliqué. En revanche, ceux qui voyagent en dehors des périodes de pointe seraient récompensés par un tarif plus bas par passage.»

La distance parcourue n'aurait ainsi pas d'impact sur le montant payé: un transit de quelques kilomètres ou une traversée complète du nord au sud de la Suisse coûterait ainsi le même prix. Et est-ce que les Suisses résidant à l'étranger seraient concernés par la taxe? Alex Farinelli renvoie la question au gouvernement mais rappelle «le principe général» de la motion, à savoir «que seraient concernés ceux qui traversent la Suisse comme pur pays de transit, indépendamment de leur nationalité».

Et quid de la difficulté à mettre en œuvre cette taxe, notamment pour parvenir à traquer les véhicules? Le député tessinois rappelle que «des systèmes de contrôle et des caméras existent aux principaux postes-fron-

tières, pour d'autres finalités, et permettent de suivre les flux de trafic. Cela signifie que l'infrastructure technique nécessaire est en grande partie déjà présente» et permettrait ainsi d'identifier les véhicules concernés par la taxe via un «modèle numérisé et automatisé». Le coût de la mise en œuvre serait, selon lui, immédiatement amorti.

Réactions en France et en Allemagne

Comme les vacanciers, la proposition a rapidement dépassé les frontières nationales. Le député européen français Christophe Grudler déclarait ainsi à la RTS qu'il s'agissait là d'une «mauvaise réponse à un vrai problème», et qu'il était anormal que les automobilistes étrangers, s'acquittant déjà de la vignette, soient les boucs émissaires du trafic routier helvétique alors que les Suisses utilisent les routes comme tout le monde. La taxe fait du bruit jusqu'en Allemagne, où l'ADAC (l'équivalent du TCS outre-Rhin) rappelle que le texte pourrait enfreindre le droit européen et qu'un projet de péage automobile en Allemagne a été rejeté en 2019 car il «prévoyait un traitement inégal entre les conducteurs allemands et étrangers», rapporte la Südwestrundfunk (SWR).

Peu convaincu de l'efficacité d'une telle taxe, l'ADAC estime toutefois que «les automobilistes préféreraient sans doute payer ce supplément plutôt que de faire de longs détours». Pour le moment, les Allemands et les Français cherchant un peu de soleil à Pâques peuvent continuer à s'entasser gratuitement, mais avec une vignette, dans le tunnel du Saint-Gothard. ■

AFFLUENCE

Douze kilomètres de bouchons au Gothard

Les voyageurs qui revenaient du sud hier devaient faire preuve de patience pour traverser le tunnel du Gothard. Peu après 16h, les bouchons atteignaient 12 km entre Faido et Airolo, ce qui correspondait à un temps d'attente d'environ deux heures, indiquait le Touring Club Suisse (TCS).

Les automobilistes qui se rendaient au Tessin et en Italie ont également dû prendre sur eux. Les engorgements entre Erstfeld et Göschenen (UR) atteignaient 8 km, ce qui représentait une heure et vingt minutes d'attente.

Les traditionnels embouteillages de Pâques ont atteint leur paroxysme vendredi dernier dans l'après-midi, lorsque la file en direction du sud s'est allongée sur 21 kilomètres. Selon le TCS, cela correspondait à un temps d'attente pouvant aller jusqu'à trois heures trente. Et jeudi dernier déjà, les bouchons avaient atteint 15 km devant l'entrée nord du Gothard. ■ ATS

Parlamentarier ringen um Verbot der Kernkraft

Debatte um Blackout-Initiative In Bundesbern läuft der Streit um das Ende des Kernkraftverbots heiss. Finanzpolitiker machten Druck auf Energiepolitiker, Kosten und Risiken von Atomkraftwerken stärker zu berücksichtigen. Sie blitzten damit ab.

Cyrill Pinto

Drei Wochen ist es her, dass der Ständerat eine energiepolitische Wende eingeleitet hat: Die Schweiz soll das Bauverbot für Kernkraftwerke wieder aufheben, das nach der Reaktor-katastrophe von Fukushima im Jahr 2011 verhängt worden war. Nun wird im Bundeshaus hinter verschlossenen Türen um dieses Verbot gerungen – und zwar mit bemerkenswerter Härte.

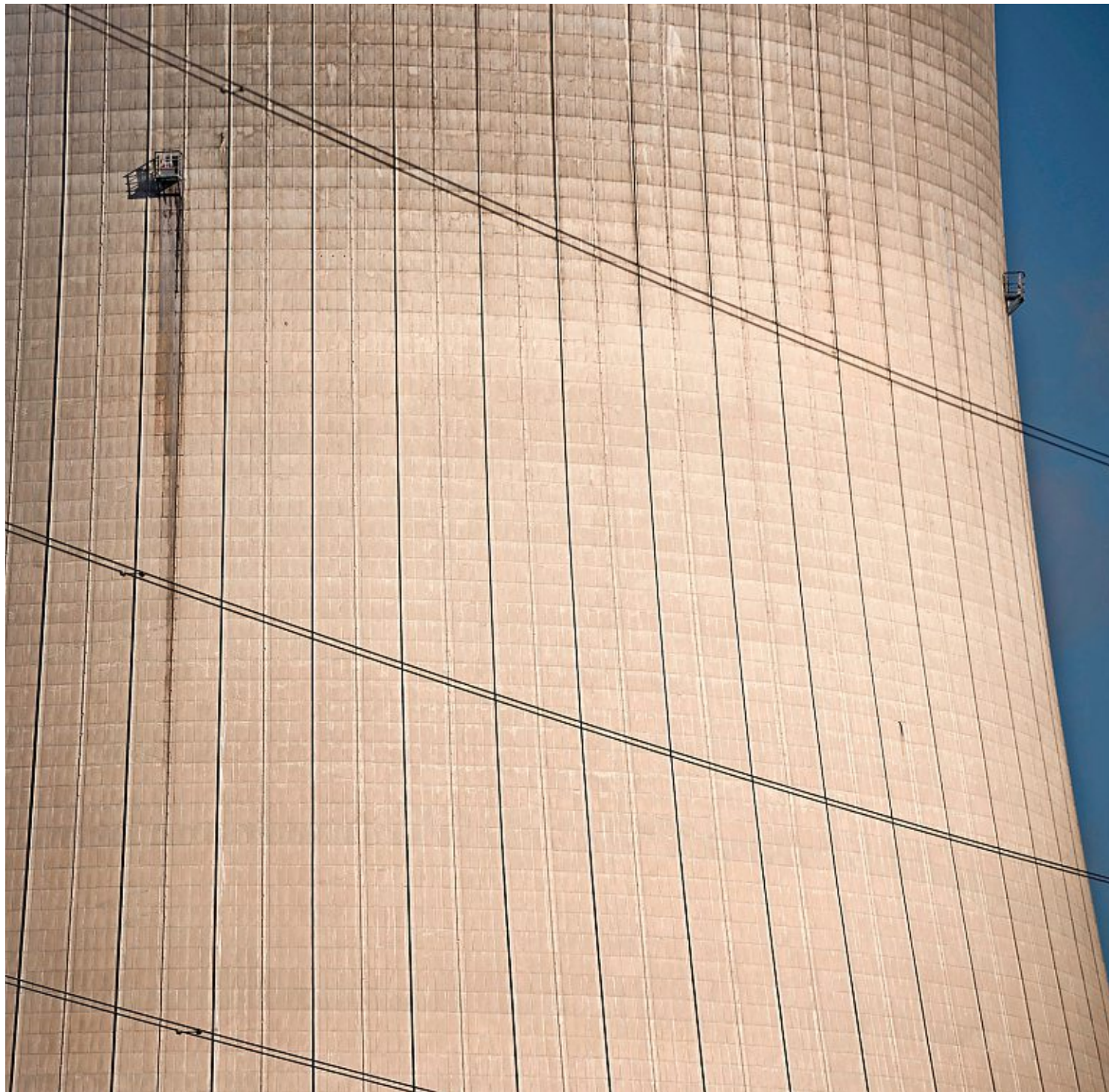
Hintergrund ist die «Blackout»-Volksinitiative, die das Parlament zurzeit diskutiert. Diese will das Verbot aufheben. Energieminister Albert Rösti hat einen Gegenvorschlag lanciert, der dasselbe Ziel verfolgt. Nun versuchen die Atombefürworter und -gegner, das Momentum auf ihre Seite zu ziehen. Interessant insbesondere: Auch die Finanzpolitikerinnen und -politiker haben sich eingemischt.

Knappe Entscheidung

Nach dem Ständerat geht das Geschäft in den Nationalrat. Recherchen zeigen: Dessen Finanzkommission verfasste einen vertraulichen Mitbericht an die Energiepolitiker in der Kommission für Umwelt, Raumplanung und Energie (Urek-N). Das Papier, das dieser Redaktion vorliegt, setzt sich kritisch mit der Kernkraft auseinander.

Zentrale Botschaft: Die Schweiz muss Kosten und Risiken der Kernenergie von Beginn weg im Kopf haben, wenn sie einen Grundsatzentscheid fällt. Entsprechend empfehlen die Finanzpolitiker den Energiepolitikern der Urek-N, diese Überlegungen auch in ihren Vorentscheid zum Ausstiegsverbot einzubeziehen. Und die Risiken zu benennen.

Nur: Die Energiepolitiker wollen davon nichts wissen. Die Energiekommission des Nationalrats hat den Mitbericht Anfang Woche abgelehnt, wie mehrere voneinander unabhängige Quellen bestätigen. Der Entscheid fiel äusserst knapp aus: mit 13 zu 12 Stimmen. Auch Kom-



Nach der Reaktor Katastrophe von Fukushima im Jahr 2011 war ein Baustopp für Kernkraftwerke verhängt worden: AKW Gösgen. Foto: Urs Jaudas

missionspräsident Nicolò Paganini (Mitte) stimmte dagegen.

Der Vorgang schlägt in Bundesbern Wellen. Dass ausgerechnet die Finanzkommission auf die Bremse treten wollte, ist bri-

sant. Noch brisanter ist, dass nun die Urek-N diesen Warnruf beiseitegeschoben hat – und ausgerechnet ein Mitte-Politiker das Zünglein an der Waage spielte. Jener Partei also, die 2017 mit

der damaligen Bundesrätin Doris Leuthard den Atomausstieg entscheidend mitgetragen hatte. Die Finanzkommission hat eine Reihe von Experten angehört: Vertreter des Bundes und externe

Fachleute, etwa den Oxford-Forscher Alexander Budzier. Die Befunde der Kommission: Die Bauzeit eines neuen Reaktors würde im besten Fall bei rund acht Jahren liegen. Die Baukosten wer-

den auf mindestens 13 Milliarden Franken pro Reaktor geschätzt. Bei praktisch allen jüngeren Projekten im Ausland kam es zu massiven Verzögerungen und Kostenüberschreitungen.

SP-Nationalrätin Ursula Zybach hat den Mitbericht initiiert. «Wenn wir über neue AKW sprechen, müssen wir auch über die finanziellen Folgen für die Steuerzahler sprechen», sagt sie. Die lange Bauzeit und die hohen Kosten seien erhebliche Risiken für die öffentliche Hand. Gerade weil neue AKW ohne staatliche Risikoübernahme kaum finanzierbar erscheinen würden, sei die Finanzfrage zentral.

Rösti drückt aufs Tempo

In der Urek-N setzte sich trotzdem die Auffassung durch, man müsse zuerst den Grundsatzentscheid fällen – also AKW ja oder nein – und erst danach über die Finanzierung sprechen. Damit hat die Kommissionsmehrheit die Einwände der Finanzpolitiker vorerst aus dem Weg geräumt. Offiziell will man erst nach der nächsten Beratung kommunizieren. Den umstrittenen Entscheid hat man mit keinem Wort erwähnt. Auf Anfrage will sich Präsident Paganini nicht zum Thema äussern und verweist auf das Kommissionsgeheimnis.

Gleichzeitig drückt Bundesrat Rösti aufs Tempo. Hinter verschlossenen Türen argumentiere er sehr emotional, berichten mehrere Teilnehmer. Für Aufsehen sorgte, dass er selbst in der zuständigen Subkommission persönlich vor Ort war – ein seltener Vorgang.

Die AKW-Frage hat für Rösti offenbar Priorität. Bisher ging seine Strategie auf. In seinem Departement rechnet man damit, dass die parlamentarische Beratung zur Blackout-Initiative bereits im Sommer abgeschlossen werden könnte. Dann wäre schon im November eine Volksabstimmung möglich. Der AKW-Streit tritt damit in seine entscheidende Phase.

Die Schweiz ergraut

Die demografische Alterung wäre ohne Zuwanderung schon deutlich weiter fortgeschritten

FABIAN SCHÄFER, BERN

Das Timing ist politisch unverdächtig, trotzdem passt es perfekt: Immer um diese Jahreszeit publiziert der Bund provisorische Statistiken zu den Faktoren der Bevölkerungsentwicklung im vergangenen Jahr. Der Zufall will es, dass die Veröffentlichung dieses Jahr zeitlich mit dem Beginn der jüngsten Zuwanderungsdebatte zusammenfällt, in der es genau um diese Zahlen geht.

Am 14. Juni kommt die SVP-Initiative «Keine 10-Millionen-Schweiz» an die Urne. Sie will eine Obergrenze für das Bevölkerungswachstum festlegen, wobei der erste Grenzwert voraussichtlich in fünf Jahren erreicht würde. In letzter Konsequenz verlangt die Initiative die Kündigung der Personenfreizügigkeit mit der EU, was gleichbedeutend wäre mit dem Ende des bilateralen Wegs. Ein grosses Thema im Abstimmungskampf ist die Alterung der Gesellschaft. Sie wirft zahlreiche Fragen auf: von der Finanzierung der AHV über die Pensionierungswelle auf dem Arbeitsmarkt bis zum drohenden Mangel an Pflegepersonal.

Die neusten Zahlen des Bundesamts für Statistik (BfS) illustrieren das Tempo der demografischen Veränderung: Ende 2025 lebten erstmals mehr 65-Jährige und Ältere in der Schweiz als Personen unter 20. Noch ist der Unterschied nicht gross: Beide Gruppen umfassen je 1,8 Millionen Einwohner, der «Vorsprung» der Senioren beträgt zurzeit lediglich 10 000 Personen. Doch er dürfte in den kommenden Jahrzehnten weiter wachsen. Das hat mit der nachlassenden Fortpflanzungsbereitschaft zu tun. Gemäss den neuen Zahlen des BfS sind im Jahr 2025 in der Schweiz knapp 78 000 Kinder auf die Welt gekommen. Damit ist die Zahl der Geburten trotz wachsender Bevölkerung zum vierten Mal in Folge gesunken.

Pyramide wird zum Pilz

Der Rückgang der Geburten hat sich gegenüber den Vorjahren zumindest etwas verlangsamt. Die durchschnittliche Zahl der Kinder pro Frau ist jedoch weiter gesunken und liegt neu bei 1,28. Um die Bevölkerung ohne Zuwanderung stabil zu halten, müssten es 2,1 sein. Werte in diesem Bereich hat es seit Ende der 1960er Jahre nie mehr gegeben. Die Folge: Voraussichtlich ab dem Jahr 2035 wird es in der Schweiz mehr Todesfälle als Geburten geben.

Mit der fortschreitenden Alterung betritt nicht nur die Schweiz demografisches Neuland. Dass es in einer Gesellschaft mehr Pensionierte gibt als Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, ist ein Novum. Auch der Begriff der «Alterspyramide» ist überholt. Der demografische Aufbau der Schweiz erinnert eher an einen Pilz als an eine Pyramide. Das BfS kommentiert die neuen Zahlen mit dem Hinweis, die jüngste

Entwicklung verdeutliche «die schneller fortschreitende demografische Alterung der letzten Jahre». Relevant sind dabei nicht nur die Grössenverhältnisse zwischen der ältesten und der jüngsten Bevölkerungsgruppe, sondern noch mehr die Frage, wie gross diese beiden Gruppen zusammen sind und wie stark sie ins Gewicht fallen.

Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung zeigt, wie gross jener Teil der Gesellschaft ist, der weder im Arbeits- noch im Familienleben steht und der somit noch nicht oder nicht mehr unmittelbar produktiv ist. Die Statistiker messen diese Entwicklung, indem sie den restlichen Teil der Gesellschaft – die Personen im «aktiven» Alter von 20 bis 64 – als Basis nehmen. Pro 100 Personen dieser Altersgruppe gab es in der Schweiz Ende des vergangenen Jahres 66 Personen im Pensionsalter oder unter 20. Vor zehn Jahren waren es erst 61.

Das Volk stellt die Weichen

Ohne Zuwanderung wäre die Alterung bereits heute deutlich weiter fortgeschritten. In den vergangenen zehn Jahren ist die Bevölkerung gesamthaft um knapp 800 000 Personen gewachsen, von ihnen entfielen 670 000 auf den Wanderungssaldo (Differenz zwischen Ein- und Auswanderungen). Da der Grossteil der Zuwanderer im Erwerbsalter ist, hat die Migration die Alterung gebremst. Als Anhaltspunkt: Gesamthaft sind 20 Prozent aller Menschen in der Schweiz 65-jährig oder älter. Betrachtet man nur die Einwohner mit Schweizer Pass, sind es 24 Prozent, bei der ausländischen Bevölkerung hingegen nur 8 Prozent.

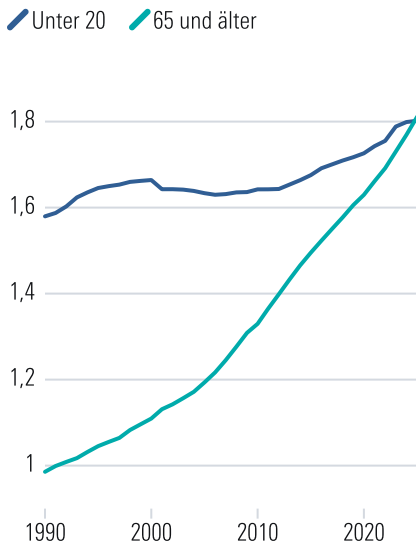
Es sind vor allem zwei Faktoren, die die rasante Alterung erklären. Zum einen haben die ersten Jahrgänge der geburtenstarken Babyboom-Generation das Rentenalter erreicht, die weiteren folgen. Dass die Babyboomer selbst weniger Nachwuchs auf die Welt gebracht haben als ihre Eltern, wirkt sich bis heute aus.

Zum anderen nimmt die Lebenserwartung zu. Auch dazu hat das BfS anhand der Zahlen von 2025 aktualisierte Werte publiziert: Die durchschnittliche Lebenserwartung bei Geburt ist sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern gegenüber dem Vorjahr um 4 bis 5 Monate gestiegen. Für die Finanzierung der Rentensysteme ist vor allem die verbleibende Lebenserwartung jener Personen wichtig, die das Alter von 65 Jahren erreicht haben: Sie können zurzeit damit rechnen, 88,2 (Frauen) bzw. 85,7 Jahre (Männer) alt zu werden.

Mit der Abstimmung über die 10-Millionen-Initiative kann das Stimmvolk eine wichtige Weichenstellung vornehmen. Auch wenn die Auswirkungen bei Annahme der Initiative umstritten sind, so wäre zweierlei klar: Der Bund müsste die Migration beschränken, womit sich die Alterung beschleunigen würde.

Erstmals mehr Senioren als Junge

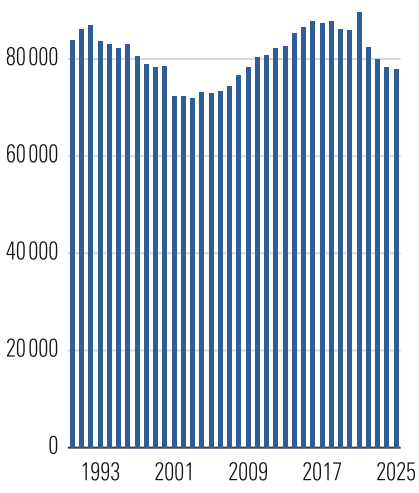
Bevölkerung nach Alter (in Millionen)



2025: provisorischer Wert
 QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Die Zahl der Geburten ist zum vierten Mal in Folge rückläufig

Lebendgeburten pro Jahr



2025: provisorischer Wert